

# Einmal Löwe mit Pommies

Logik des Drogenhandels und die Gang vom FBI: »White Boy Rick« im Kino. **Von Felix Bartels**

**D**ass ein Film ratlos macht, ist eines; was ganz anderes, wenn nicht einmal das noch stört. »White Boy Rick« über den zur Zeit der Handlung minderjährigen Drogenhändler Rick Wershe gelingt das Kunststück, eine außergewöhnliche Story so zu erzählen, dass sie völlig belanglos wirkt und gleichgültig lässt. Im gemächlich verrottenen Detroit der 80er wird Richard, genannt Rick (Richie Merritt), zum Informanten des FBI. Die Operation gerät außer Kontrolle, als er tiefer in die Geschäfte einsteigt. Der neue Reichtum behebt zunächst einige Familienprobleme, doch schließlich wird Rick verhaftet und trotz Minderjährigkeit zu lebenslänglich verurteilt.

Man kann es nicht höflicher sagen: Der Film ist ein Bündel verpasster Gelegenheiten. Die Fabel ist lustlos, eher zäh als langsam erzählt. Mehrfach wechselt das dramaturgische Konzept, kippt vom Personendrama in den Action plot und wieder zurück, und dabei wird weder Spannung gehalten noch ein Leitmotiv etabliert. Die filmischen Mittel werden eher aus Verlegenheit denn Bescheidenheit angewandt, der Einsatz der Handkamera bewirkt kaum etwas, dasselbe gilt für Musik und Szenenbild. Alles nicht schlecht, aber auch nicht gut.

Nahezu dunkel bleibt die politische Seite der Story. Sie reißt das Thema des zurückgebaute Staats an, der für Teile der Gesellschaft seine Funktion nicht mehr erfüllt und das Entstehen einer Schattenwelt nicht verhindern kann. Die FBI-Leute um Agent Alex Snyder (Jennifer Jason Leigh) treten als partikuläre Player neben anderen auf, als weitere Gang sozusagen. Ihre Arbeit ist resignativ, sie zielt gar nicht mehr darauf ab, den Drogenhandel zu zerschlagen, sondern nur darauf, die Rollen neu zu besetzen. Sie stiften den jungen Rick zum Handel mit Drogen an. Nur reizt der Film das nicht aus, weder drama-



»Gewinnerstuss verinnerlicht«: White Boy Rick (hinten) mit Cathy, Lil Man (l.) und Big Man in Las Vegas

turgisch noch im Dialog. Die Hilflosigkeit der Polizisten, die mit untauglichen Mitteln etwas bekämpfen, das gesellschaftlich bedingt ist, wird nicht deutlich.

Seine stärksten Momente hat »White Boy Rick«, wenn es um die Beziehung zwischen Vater und Sohn geht. Richard Wershe Sr. (Matthew McConaughey) erscheint wie eine etwas weniger lebenswerte Version des Frank Abagnale Sr. aus »Catch Me If You Can« (2000). In beiden Filmen (und ihren historischen Vorlagen) tragen Vater und Sohn dieselben Rufnamen, was das Thema der Identifikation glücklich illustriert. Die Väter haben den empathielosen Gewinnerstuss der kapitalistischen Lebenswelt verinnerlicht, sind aber geschäftlich Versager und sehen im eigenen Sohn die Möglichkeit, verpasste Chancen doch noch wahrzunehmen. Der einzige Zweck des

»Mindsets«, mit dem Richard Sr. Richard Jr. ausstattet, ist die Rechtfertigung eigenen asozialen Verhaltens. »Löwen, nicht Lämmer« seien sie, sagt er dem Sohn und doziert anhand eines Beispiels um Fritten und Burger, dass ein Verkäufer nicht bloß vorhandene Bedürfnisse befriedige, sondern erst welche schaffe. Darin ist die Logik des Drogenhandels vollauf angelegt.

Ricks Charakter entspricht den Vorgaben: egozentrisch handeln, Empathie blocken. Er wirkt zurückgeblieben in der emotionalen Entwicklung, fast kindlich. Selten verrät sein Gesicht ein Gefühl. Richie Merritts reservierte, äußerliche Spielweise kommt dem entgegen, hat es in dieser Hinsicht gewiss auch leicht neben dem subtilen Spiel Matthew McConaugheys und dem intensiven Bel Powleys in der Rolle der Schwester Dawn. In Ricks Soloszenen tritt

kaum merklich Tiefe in sein Gesicht, die Leere fällt etwas ab, man sieht, dass ihn nicht kaltlässt, was geschieht. Jene Leere darf verstanden werden als Rückzug vom Gefühlsleben nach Verlusterfahrungen: der Mutter, die die Familie im Stich ließ, des Vaters, der sich als Erziehungsfigur selbst demontiert, der Schwester, die im Drogenrausch verlorengeliegt.

Dies zarte Psychogramm erhält jedoch kein Gegengewicht. Der Film wirbt um Mitleid für seine Titelfigur. Wenn Rick im Abspann als »non-violent offender« mit furchtbar hoher Strafe bezeichnet wird, stimmt das formal-juristisch, verrät aber auch, welche Richtung der Film hinter der vorgeschobenen Desorientierung verfolgt.

■ »White Boy Rick«, Regie: Yann Demange, USA 2018, 111 min, Kinostart: heute

**S**chon am 10. November 1918 hatte sich in Berlin neben Arbeiter- und Soldatenräten auch ein »Rat der geistigen Arbeiter« gebildet, ebenso ein »Arbeitsrat für Kunst« und die »Novembergruppe« als »Vereinigung der radikalen bildenden Künstler«. Radikal waren die Künstler, von denen sich viele aus der Neuen Secession oder der avantgardistischen Galerie »Der Sturm« von Herwarth Walden kannten, vor allem in ihren kulturpolitischen Forderungen. Sie verlangten vom preußischen Kultusministerium, das am 12. November von der Revolutionsregierung übernommen worden war, die Berücksichtigung der aktuellsten Moderne in den Museen, eine neue Künstlerausbildung, soziale Absicherung, Mitarbeit im Städtebau, z.B. »die Beseitigung künstlerisch wertloser Prunkbauten« und vieles mehr. Sie sahen in ihrer Kunst und deren neuer Formensprache jenseits des Muffs der Kaiserzeit ein wichtiges Mittel gesellschaftlicher Veränderung, neue Sehweisen sollten zu einem neuen Menschen, der eine neue, bessere Gesellschaft errichten würde, führen. Künstlern, die der KPD nahestanden indes, »war die Novem-

## Ein neuer Mensch

Die Berlinische Galerie zeigt bis zum 11. März »Die Kunst der Novembergruppe 1918–1935«

bergruppe anfangs viel zu bürgerlich«, so die Kuratorin Janina Nentwig im Interview mit jW anlässlich der Ausstellungseröffnung am 9. November (siehe jW vom 9.11.2018). »George Grosz oder John Heartfield wollten der Gruppe aus diesem Grund zunächst nicht beitreten.«

Einige der Gründungsmitglieder positionierten sich durch ihre Mitarbeit im »Werbedienst der deutschen sozialistischen Republik« auf der Seite des Rats der Volksbeauftragten, der SPD-Übergangsregierung. »Erwürgt

nicht die junge Freiheit durch Unordnung und Brudermord«, forderte ein Plakat Max Pechsteins vom Dezember 1919, César Klein warb für die verfassunggebende Nationalversammlung und Heinz Fuchs rief mit einem grün gekleideten Knochenmann zur Arbeit und gegen Streiks auf. Später stellten andere Künstler die Kooperation mit dem Staat in Frage und distanzieren sich von der Gruppe, etwa Otto Dix, George Grosz, Hannah Höch und Rudolf Schlichter. Sie warfen ihr vor, Zensur zu dulden und die revolutionären Ziele zu verraten, indem sie nur noch auf Geschäft und Ruhm bedacht sei. Anlass war 1921 die Entfernung von zwei Bordellszenen von Dix und Schlichter aus der »Großen Berliner Kunstausstellung«.

Diese Ausstellungen waren für die Künstler und die – wenigen – Künstlerinnen der Novembergruppe ein wichtiges Medium, um ihr Ziel der »engsten Vermischung von Volk und Kunst« zu erreichen. Bis 1932 zeigten sie dort in eigenen Sälen vom Kubo-Futuro-Expressionismus über abstrakte und konstruktivistische Kunst bis zur Neuen Sachlichkeit und modernsten Architekturentwürfen des

Neuen Bauens, z.B. von Ludwig Mies van der Rohe, Erich Mendelsohn, Bruno Taut, Walter Gropius und den Brüdern Luckhardt, das ganze Spektrum ihres Schaffens – nachgezeichnet in der Ausstellung der Berlinischen Galerie, die am kommenden Montag zu Ende geht. Neben Bildhauern wie Rudolf Belling und Ewald Mataré gehörten auch Komponisten und Experimentalfilmer dazu. Ab 1930 verlor die Gruppe allmählich ihre Bedeutung, die Wirtschaftskrise führte bei vielen Mitgliedern nicht zu erneuter Politisierung, sondern zu Rückzug und Resignation. Endpunkt war die 1935 von den Nazis befohlene Tilgung aus dem Vereinsregister – auf eigene Kosten. Jetzt wurden viele der Künstler als »entartet« diffamiert, ihre Werke verschwanden aus den Museen. Dass die Gruppe erstmals wieder einer größeren Öffentlichkeit bekannt gemacht wird, verdankt sich dieser unbedingt sehenswerten Ausstellung.

Sabine Lueken

■ »Freiheit. Die Kunst der Novembergruppe 1918–1935«. Berlinische Galerie, bis 11. März 2019; Mi–Mo 10–18 Uhr, 7.3.–11.3. 10–20 Uhr

## Du sollst Vater und Mutter ...

Von Wiglaf Droste

Du sollst Vater und Mutter – vor allem dich, Mutter! – einmal mit Grund gründlich hassen. Sie durchkauen und sie verdauen und sie dann sorgsam verstauen im Humidor deines Lebens. Und das Hassen dann auch wieder lassen. Und Frieden machen. Und unbewehrt, unbeschwert lachen. Sonst war die Mühe vergebens.

## Öffentliches Interesse

**P**ro sieben zeigt die Dokumentation »Leaving Neverland« über Michael Jackson am 6. April. In der Doku erzählen James Safechuck (40) und Wade Robson (36), wie der Sänger sie als Kinder missbraucht habe. »Er war einer der gütigsten, sanftesten, liebevollsten Menschen, die ich kannte«, sagt Wade Robson in der Dokumentation. »Und er hat mich über sieben Jahre sexuell missbraucht.« Die Reaktionen auf die Doku zeigten breites öffentliches Interesse an Jackson, erklärte Pro sieben-Chefredakteur Stefan Vaupel am Mittwoch. »Kindesmissbrauch ist eins der größten gesellschaftlichen Tabuthemen unserer Zeit ... Deshalb zeigen wir ›Leaving Neverland‹ auf Pro sieben.« Die Doku hatte in den USA geteilte Reaktionen zur Folge. Nach der Ausstrahlung des ersten Teils beim Bezahlseher HBO am Sonntag verteidigten einige Zuschauer Jackson, andere kündigten an, seine Musik nicht mehr hören zu wollen. TV-Produzent Elgin Charles schrieb auf Twitter, das FBI habe Jackson mehr als ein Jahrzehnt lang überwacht und nichts gefunden, was den Vorwurf von Kindesmissbrauch belege.

(dpa/jW)

## Einsteins Gedanken

**E**rstmals der Forschung zugängliche Originalmanuskripte Albert Einsteins geben neue Einblicke in die Gedankengänge des Nobelpreisträgers. »Er hat ganze Seiten mit mathematischen Kalkulationen mit sehr wenig Text gefüllt«, sagte Hanoach Gutfreund, Direktor der Albert-Einstein-Archive an der Hebräischen Universität in Jerusalem. »Die waren entweder Vorbereitungen auf atemberaubende Artikel oder Zusammenfassungen von Ideen, wenn er damit rang, die einheitliche Feldtheorie zu formulieren.« Die Hebräische Universität präsentierte am Mittwoch 110 Seiten, darunter auch Briefe an Einsteins Freund Michele Besso sowie einen an seinen Sohn Hans Albert. Am 14. März ist Einsteins 140. Geburtstag. 1922 erhielt er den Nobelpreis für Physik. (dpa/jW)